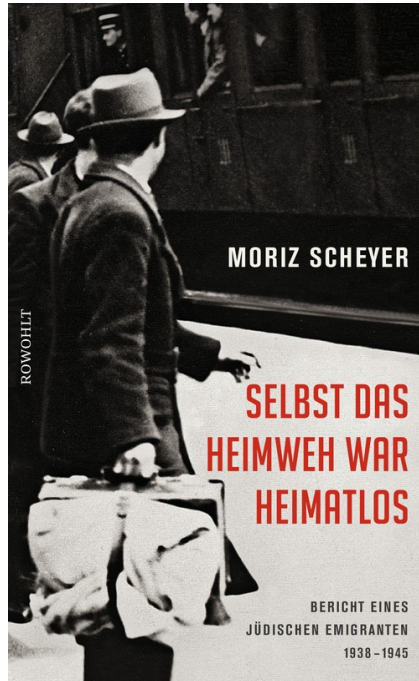


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-498-06441-9

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Moriz Scheyer

**Selbst das Heimweh
war heimatlos**

Bericht eines jüdischen
Emigranten, 1938-1945

Rowohlt

1. Auflage Oktober 2017

Copyright © 2017 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

Das Buch erschien zuerst 2016 unter dem Titel

«Asylum: A Survivor's Flight from Nazi-Occupied Vienna
Through Wartime France» bei Profile Books, London

Copyright © 2016 P. N. Singer (Moriz Scheyer Estate)

Nachwort © P. N. Singer (Moriz Scheyer Estate)

Aus dem Englischen von Stephan Gebauer

Lektorat und Anmerkungen Clara Polley

Karte auf Vor- und Nachsatz Peter Palm

Satz aus der Mercury bei Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 498 06441 9

Inhalt

Vorwort

Der «Anschluß»

Atemholen in der Schweiz

Frankreich; geliebtes Frankreich

Die ersten hundert Franken verdienen

Die Männer mit der Baskenmütze

Die «Drôle de Guerre»

Paris, Gespenst einer verwunschenen Stadt

Straßen des Exode

«Armistice»

Paris unter dem deutschen Stiefel

Franzosen und Franzosen

Von: «Die Israeliten» zu: «Der Jude»

Galgenfrist

«Zur Prüfung ihrer Situation»

Baracke 8

Nochmals Galgenfrist

«Zone Libre»

Belvès

Voiron

Neun Gendarmen gegen fünf Juden

Caserne Bizanet in Grenoble

Ein Gläschen trinken

Flucht in die Schweiz

Ein Telegramm

Labarde

Selig sind die Armen im Geiste

Nonnen

Durch ein Guckloch gesehen

Musik

Eugène le Roy

Denunzianten

Statt eines Kapitels über die Resistenz
Sie kommen – Sie kommen nicht – Sie kommen!
Morgen des 6. Juni 1944
Sommer
Erster Schritt ins Freie
Carlos
In Memoriam meiner Kameraden aus dem Konzen-
trationslager Beaune-la-Rolande
Die zu Unrecht Überlebenden
Noch in Labarde; aber frei
Nachwort
Anmerkungen zur deutschen Ausgabe
Nachwort von Peter N. Singer
 Moriz Scheyer: Frühes Leben und literarische
 Laufbahn
 Feuilletonchef
 Moriz Scheyer in seinem Milieu: Wien im frühen
 20. Jahrhundert
 Musik
 Krieg und Depression
 Nach dem Krieg
 Die Erinnerungen Konrad Singers: Die Jahre bis
 1938
 Belvès, Rispals, Résistance
 Belvès in den siebziger Jahren: Meine Erinne-
 rung an Grete und Hélène
 Scheyers Arbeit: Historische und Lebenserfah-
 rung
 Die Geschichte des Manuskripts: Das Überleben
 von «Ein Überlebender»
 Erinnerungen ... und Erinnerungen
 Labarde heute
Personenregister

Vorwort

Dieses Buch hat schon den Umständen nach, unter denen es zustande gekommen ist, nichts mit dem zu schaffen, was man gemeinhin unter «Literatur» versteht.

Zuerst war das, was ich erlebt habe, bevor ich im November 1942 Zuflucht in dem Kloster der Franziskanerinnen von Labarde finden konnte. Dann, als zwei Freunde, Pierre Vorms und der große Dichter Jean Cassou, welcher letzterer selbst aus dem Gefängnis kam, mich anlässlich eines Besuches in meinem Versteck dazu brachten, endlich an eine Arbeit zu gehen: damals war die Erlösung von den Deutschen noch weit. Eifriger denn je veranstalteten die Kopfkücher der Gestapo ihre fröhlichen Treibjagden. Und grauenvoller denn je war das Los des Juden, den sie aufspürten.

Zu oft wußte ich nicht, während ich, so gut es ging, an diesem Buche schrieb, ob ich nicht am nächsten Tage den Deutschen in die Fänge geraten sein würde; zu oft mußte ich die Arbeit plötzlich auf unbestimmte Zeit unterbrechen, die Blätter hastig verscharren, um im Falle einer Hausdurchsuchung die guten Klosterschwesterinnen nicht in höchste Gefahr zu bringen. Zu oft stand mir, mit einem Wort: das Ende vor Augen, als daß mir der Gedanke gekommen wäre, aus dem allem «Literatur» zu machen, einen effektvollen «Stoff» zu gewinnen. Ich würde wahrhaftig sonst auch nicht verdienen, die Heimsuchung überlebt zu haben.

Die Worte, Sätze, Seiten, aus denen dieses Buch zusammengesetzt ist, mögen durch Gedankenarbeit in eine Form gebracht worden sein; aber ihr Inhalt, ihre Substanz, kommt von ganz anderswo her – aus der Herzensnot, in der die leidende Kreatur immer wieder nur die eine, die gleiche Frage stammeln kann, die Frage: Wieso war dies alles möglich?

Die Beantwortung dieser Frage müßte durch die Schuldigen, alle Schuldigen erfolgen und würde die entsprechende Sühne bedingen. Aber es dürfte in dieser Beziehung kaum je zu der großen Abrechnung kommen. Denn je mehr die Zeit vergeht, desto weniger Wert wird die Welt darauf legen. Man wird mit wichtigeren Dingen als der Vergeltung für die Kriegsverbrechen im Allgemeinen und das Martyrium der Juden im Besonderen beschäftigt sein.

Doch bleibt es darum nicht minder notwendig, die Frage: wieso war dies alles möglich? immer wieder zu stellen, geschähe dies selbst aus keiner anderen Hoffnung heraus, als vielleicht das Gedächtnis, das Gewissen, den Zorn auch nur Vereinzelter aufzurütteln. Und dazu ist es unerlässlich, Zeugenschaft abzulegen, seinen Teil beizutragen, sei dieser noch so bescheiden.

Dieses Buch will nichts anderes sein als Zeugenschaft, Zeugenschaft eines jüdischen Emigranten.

Ich habe keineswegs die Präntention, Geschichte schreiben zu wollen. Wenn ich die Ereignisse im allgemeinen berühre, dann nur insoweit, als ich sie selbst erlebt habe. Memoiren also? Auch das nicht. Denn umgekehrt ist von meinem Leben nur insoweit die Rede, als es durch die Ereignisse in Mitleidenschaft gezogen wurde.

Auch wollen Memoiren möglichst interessant sein. Mir ging es nicht darum, interessant, sondern einzig darum, wahr zu sein. Mir ging es in der Hauptsache auch nicht um die Beschreibung äußeren Geschehens oder gar die Schilderung von Atrozitäten, sondern um den Ausdruck eines inneren, eines Seelenzustandes. Was mir vor allem am Herzen lag: die psychischen Greuel hervorzuheben, die deutscher Foltergeist an uns Juden verübt hat. Auch von den Überlebenden sind viele, allzu viele mit gebrochener Seele auf der Strecke geblieben. Lebenskrüppel auf immer.

Manche werden mir zum Vorwurf machen, daß ich zuviel von jüdischen Emigranten spreche. Als ob es nichts anderes auf der Welt gäbe, als ob nicht auch andere zu leiden gehabt hätten.

Gewiß, auch andere haben zu leiden gehabt, Zahllose darunter nicht minder als wir, und ich habe nicht verfehlt, nachdrücklich darauf hinzuweisen. Aber ganz abgesehen davon, daß ich selbst Emigrant und Jude bin und jede Zeugenschaft naturgemäß etwas ganz Persönliches voraussetzt: was diese anderen zu erleiden hatten, stand wenigstens mit dem Krieg in unmittelbarem oder mittelbarem Zusammenhang. Die Art, wie Deutschland mit ihnen verfuhr, ist noch nie dagewesen und durch nichts zu rechtfertigen. Doch bei alledem hatten sie ihre Freiheit, ihre Existenz, ihr Leben nicht einfach dadurch verwirkt, a priori verwirkt, daß sie geboren waren. Und selbst ein Hitler wagte nicht, in Abrede zu stellen, daß sie Menschen wären.

Wohingegen Goebbels, der offizielle Kulturträger Hitlers, gleich nach «Anbruch» des Dritten Reichs in einer Rede zynisch erklärte: «Wenn man mich fragt, ob denn Juden nicht auch Menschen seien, so kann ich darauf nur erwidern: Sind denn Wanzen nicht auch Tiere?»

Wohingegen das, was an den Juden verübt wurde, mit dem Krieg nichts zu tun hat. Es ist bereits lange vor dem Krieg unternommen worden und wäre nach einem genau festgelegten Ausrottungsprogramm Punkt für Punkt nach wie vor weiter verübt worden, selbst wenn es zu keinem Krieg gekommen wäre. Verübt an wehr- und schutzlosen Menschen, die sich nicht rühren, keinen Laut von sich geben konnten. Verübt an ohnmächtigen Opfern, die man zuvor entrechtet, geächtet, bespötte hatte, geschändet an Leib und Seele. Verübt aus der ebenso tolleren wie feigen Willkür eines Wüterichs und der willigen, freudigen Bereitschaft seiner «Volksgenossen».

Verübt auch, ohne daß die zivilisierte Welt ringsum gewagt hätte, Einhalt zu gebieten oder zumindest ihren Abscheu offen kundzugeben. Erst später, viel später, als es bereits viel zu spät war, kamen die schönen Worte der Entrüstung im Rahmen der allgemeinen Kriegspropaganda. Verübt, ohne daß Staaten, obzwar sie alle Möglichkeiten hiezu gehabt hätten und es sie obendrein nichts gekostet hätte, ohne daß diese Staaten ihrer Pflicht nachgekommen wären, ihre Tore den Gehetzten weit zu öffnen. Jedes einzelne Visum wurde erst nach allen möglichen Erschwerungen, Einschränkungen, Kautionen und Kautelen dem lästigen Bittsteller durch einen Türspalt unwillig wie ein Almosen gereicht – oder auch verweigert, je nachdem. Der kleinste Konsulatsbeamte kam sich wie ein Herrgott vor.

Nein, welche Prüfungen immer auch anderen auferlegt sein mochten, schon unser seelischer Leidensweg läßt sich mit nichts vergleichen. Man muß selbst Emigrant gewesen sein, muß selbst als Jude unter dem Hakenkreuz gelebt haben, um zu wissen, was das bedeutete. Und was immer darüber ausgesagt werden könnte, es wäre immer noch zu wenig.

Wieso war dies alles möglich? Wir Überlebenden haben wahrlich das Recht, wir haben es erlitten, diese Frage immer wieder zu stellen. Indem wir Zeugenschaft ablegen. In unserem Namen und im Namen der verstummten sechs Millionen Blutzeugen – Männer, Frauen, Kinder –, die der «Führer», der Anführer Henker-Deutschlands zu Tode foltern ließ.

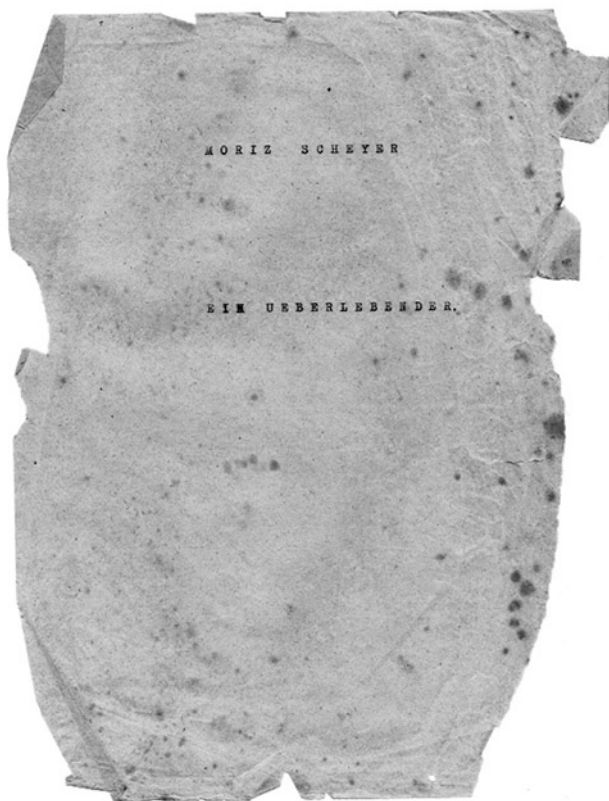
Sollte dieses Buch bewirken, daß vielleicht auch unter jenen, denen es erspart geblieben ist, Emigrant und Jude in der Hitler-Ära zu sein, der eine oder andere sich vielleicht die Frage stellen mag: «Wieso war dies alles möglich?», dann würde ich dies als die reichste Entschädigung, den schönsten Erfolg meines Lebens empfinden.

STAATSOPER



Ohne Stempel der Staatsoperndirektion ist
die Karte ungültig.

Moriz Scheyer im Jahr 1937. Presseausweis für die Wiener Staatsoper.



Das Titelblatt von Scheyers Originalmanuskript mit dem Titel «Ein Überlebender».

Der «Anschluß»

Am 7. Februar 1938 aß Graf G. aus dem Bundeskanzleramt bei mir zu Mittag in meiner Wohnung in der Mariahilferstraße in Wien.

Es war nach der Rückkehr Schuschniggs aus Berchtesgaden. Graf G. erzählte uns einige Details über den Empfang, der Schuschnigg zuteil geworden war: wie Hitler den österreichischen Bundeskanzler zuerst hatte stundenlang antichambrieren lassen, wie er ihn dann bei dem leisesten Versuch einer Widerrede auf das gröbste anschrie, wie Schuschnigg, ein passionierter Raucher, die ganze Zeit über nicht eine einzige Zigarette anzünden durfte, wie er abends bei der Ankunft in Salzburg einen derartigen Nervenzusammenbruch erlitt, daß er die Weiterreise nach Wien unterbrechen mußte.

G. schloß seinen Bericht mit den Worten: «Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß wir, allen gegenteiligen Bezeugungen Hitlers zum Trotz, von den Deutschen aufgefressen werden. Aber bis dahin dürfte noch gut ein Jahr vergehen».

Das war am 7. Februar 1938.

Am 9. März abends verließ ich mein Bureau in der Redaktion des Neuen Wiener Tagblatts, um nach Hause zu fahren. In der Rotenturmstraße kam mir ein Trupp halbwüchsiger, weißbestrumpfter Burschen entgegen, die abwechselnd «Hitler!» und «Sieg Heil!» grölten. (Die weißen Strümpfe galten als illegales Bekenntnis zum Nazismus.) Zwei Eck Brandstätte und Rotenturmstraße postierte Wachleute ließen die Bande mit sichtlichem Wohlgefallen gewähren. Noch war Schuschnigg österreichischer Bundeskanzler. Aber beide Polizisten trugen auf der Uniform bereits offen ein Hakenkreuz-Abzeichen.

Eine alte Dame neben mir rief empört den Demonstranten zu: «Österreich!» Worauf einer von den Kerlen auf sie zutrat und ihr höhnisch ins Gesicht lachte: «Tu' dir nix an, Alte, aus ist's mit deinem Österreich. Heil Hitler!» Die alte Frau begann bitterlich zu weinen.

Am übernächsten Tag war der «Anschluß» de facto vollzogen. Was sich noch an politischen Zwischenfällen abspielte, das waren gewissermaßen nur Regie-Details in der Inszenierung der österreichischen Tragödie.

Über Nacht war das freche Verbrechen verübt worden. Und zurück blieb von dem «österreichischen Antlitz» nur eine widerliche Fratze. Niemals hätte man eine derartige Metamorphose in so kurzer Zeit für möglich gehalten. In der Physiognomie Wiens hatten nur die leblosen Dinge ihr früheres Aussehen bewahrt; aber selbst diese schienen von innen her verändert. Selbst die Luft schien einen anderen Geschmack bekommen zu haben.

Überall ein Pöbel, der sich fühlte, Morgenluft witterte, und den «Anschluß» fürs erste als Anlaß zu einer «Monstre-Hetz» benützte. Überall das triumphierende Verräter-Grinsen der «Illegalen», die ihr bisher sorgfältig verborgenes Parteiabzeichen nun herausfordernd zur Schau trugen. Überall der ordinäre Trubel eines Provinz-Jahrmarktes. Überall endlich eine plumpe, grobschlächtige «Teutonisierung» der Stadt, die wie ein Faustschlag ins Gesicht wirkte. Hätte es sich nicht um eine furchtbare Katastrophe gehandelt, das Ganze hätte einer Orgie der Geschmacksverrohung geglichen. Selbst die Sprache war über Nacht zur Karikatur geworden. In der Presse, im Radio, in jeder Bekanntmachung hatte sich ein vulgäres Kauderwelsch bereits dem Stechschritt, der Neologismen- und Abkürzungswut, der groteskenen Verteutschungsmanie der Nazi-Gebieten gleichgeschaltet. Aus Österreich war

die Ostmark geworden, aus Wien die Hauptstadt des «Gau-es Niederdonau».

Und lange Wochen hindurch das peinigende, ununterbrochene Gebrüll der öffentlichen Lautsprecher und «Sprech-Chöre» in den Straßen. Unmöglich, sich davor zu retten.

Daß die großen Herren im Auslande, die dem schamlosen Raub Österreichs zugeschaut hatten, ohne auch nur einen Finger zu rühren, daß sie Sprech-Chören wie «Sieg Heil, Sieg Heil!» oder «Ein Volk – ein Reich – ein Führer» keinerlei Bedeutung beimaßen, war nicht weiter verwunderlich. Daß Heldengesänge wie «Juda verrecke!» oder: «Wenn vom Messer das Judenblut spritzt» sie kaltließen, war nur selbstverständlich. Handelte es sich doch bloß um Juden; hatten doch schon die antisemitischen Verfolgungen in Deutschland die «Repräsentanten des Weltgewissens» nicht weiter in ihrem Wohlbehagen gestört. Aber daß sie auch einen Chor wie «Heute gehört uns Deutschland, morgen die ganze Welt» nicht hören wollten, das sollte sie noch teuer zu stehen kommen. Sie wollten auch einfach ignorieren, daß hohe deutsche Offiziere bereits im März in Wien ungeniert erklärten: «Jetzt haben wir Österreich. Aber in einigen Monaten werden wir auch in Prag sein. Und dann – na, das Weitere wird sich ja zeigen.» Es hat sich gezeigt, das Weitere.

«Juda verrecke!» Vom ersten Tag der Invasion an begannen die «Volksgenossen» in Österreich dieses Programm in die Tat umzusetzen.

Bürckel, der erste Gauleiter der «Ostmark», hatte gleich nach seinem Einzug in Wien versichert, daß gegen die österreichischen Juden ein noch ganz anders scharfer Wind wehen werde als gegen die deutschen. Und Seyß-Inquart, der ci-devant Rechtsfreund so vieler «nichtarischer» Unter-

nehmen und charmante Souper-Gast und Bridgepartner in so vielen durch gute Küche bekannten jüdischen Häusern, derselbe Seyß-Inquart erklärte in einer Versammlung: «Wir verdanken alles den Brüdern aus dem Reich. Aber in einer Beziehung werden auch sie etwas von uns lernen können, nämlich: wie man mit den Juden fertig wird.»

Nun, die Brüder aus dem Reich hatten in dieser Beziehung nichts zu lernen und die Brüder in der Ostmark nichts zu lehren. Sie waren einander wert, die nordischen Recken und das goldene Wiener Herz.

Wenn sich trotzdem bald ein gewisses Mißvergnügen bei den Volksgenossen in der Ostmark einstellte, dann einfach deshalb, weil das «Herrenvolk» aus dem Reich beim Teilen der Judenbeute den Löwenanteil selbstverständlich für sich behielt, während die österreichischen Hyänen sich mit den Brocken begnügen mußten, die von dem «Arisierungs»-Festschmaus abfielen. So fett diese Brocken auch sein mochten, es waren doch nur Brocken.

Es würde ein eigenes Buch erfordern, [die Verbrechen zu schildern,] die an den österreichischen Juden vom Tag des «Anbruchs» bis zum 15. August 1938 verübt wurden, dem Tage, an dem ich Österreich endlich verlassen konnte. Welcher Leidensweg allein, ehe man endlich, endlich, nach Erlegung des Lösegeldes, das die Hakenkreuz-Banditen mit frechem Hohn «Reichsfluchtsteuer» nannten, ehe man bis aufs Hemd ausgeplündert und bis in die tiefste Seele gedemütigt und erniedrigt, den Paß und die Ausreisebewilligung in Händen hielt. Über Nacht war man zu etwas Verfemtem, Vogelfreiem geworden: Jude, dem gegenüber alles erlaubt und nichts mehr verboten war; oder auch nichts mehr erlaubt war. Selbst die besten «arischen» Freunde wagten nur mehr heimlich, unter Einhaltung aller möglichen Vorsichtsmaßnahmen, mich anzurufen oder, falls sie besonders mutig waren, persönlich zu besuchen.

Ich wurde nicht wie viele andere Schriftsteller und Journalisten sofort verhaftet und in ein Konzentrationslager gebracht; dieses Schicksal sollte mir erst später in der Emigration winken. Man beließ mich in «Freiheit», während beispielsweise der greise Chefredakteur des «Neuen Wiener Tagblatts», der hochangesehene Hofrat Dr. Löbl, mit Frau und Tochter eingekerkert wurde. Ich hatte also noch großes Glück. Dennoch hat mich damals nur der Gedanke an Frau und Kinder aufrecht erhalten. Aber noch in diesen fünf ersten Monaten des «Anbruchs» konnten neuntausend Wiener Juden nicht der Versuchung widerstehen, in den Tod zu flüchten. Neuntausend Selbstmorde in den ersten 5 Monaten. Unter dem Hohngelächter der Volksgenossen.

An der Wohnungstüre einer angesehenen jüdischen Familie – Eltern und drei Kinder – die sich selbst «ausgerotet» hatte, brachten Nazihände vor dem Begräbnis eine Tafel mit folgender Inschrift an: «Fünf Juden, die sich selbst umgebracht haben. Zur Nachahmung bestens empfohlen.»

9000 in 5 Monaten. Und dabei konnten diese Neuntausend damals noch nicht ahnen, was ihnen bevorstand wäre, hätten sie nicht die Kraft zum Selbstmord gefunden.

Es waren nicht nur die physischen, materiellen Tatsachen, die diese Neuntausend veranlaßten, die «Reichsfluchtsteuer» lieber gleich mit der Flucht aus dem Leben zu begleichen. Sie hatten genug; nicht nur, weil die germanischen Helden im Braunhemd sich beispielsweise den Spaß machten, Juden und Jüdinnen auf offener Straße zusammenzufangen, sie auf allen vieren kriechen zu lassen, um schließlich die Hände ihrer Opfer mit den Stiefeln zu einem blutigen Brei zu zertrampeln; oder weil sie sich damit vergnügten, jüdische Kaffeehausbesitzer in deren eigenen Kühlschränken erfrieren zu lassen; oder weil es ihnen beliebte, in den Gefängnissen mit ihren Zigaretten Löcher in die Wangen wehrloser Juden zu brennen. Nicht nur, weil

den Juden mit einem Schlag jede Erwerbsmöglichkeit abgeschnitten war; nicht nur, weil in jedem öffentlichen Lokal, auf jeder Straßenbank die Aufschrift drohte: «Für Juden strengstens verboten»; nicht nur, weil die Wagen der Straßenbahn mit riesigen Plakaten versehen waren: «Judentum ist Verbrechen»; nicht nur, weil ... man könnte die Liste ins Endlose fortsetzen.

Nein, was so viele in den Tod trieb, das war auch die seelische Mißhandlung. Und die Enttäuschung, die Verbitterung, der Ekel vor der Feigheit und der Gemeinheit der «Freunde», die uns plötzlich nicht mehr kannten, uns verleugneten, verrieten, sich gierig um die Beute unserer Hinterlassenschaft rauten oder im besten Falle sich gleichsam nur von weitem, eine Schutzmaske vor dem Gesicht, zu zeigen wagten. Gestern noch empfingen sie dich mit offenen Armen. Heute streckten sie dir ebenfalls die Arme entgegen, aber mit einer Geste, die jede Berührung mit dir Geächtetem, Verseuchtem ängstlich abwehrte.

Ein trauriges Kapitel für sich die vielen Mischehen – legitime wie illegitime – in denen der «arische» Partner oft nach Jahrzehnten innigen Verbundenseins sich nicht nur des «nicht-arischen» Lebensgefährten brutal entledigte, sondern den Freibrief der «Nürnberger Gesetze» noch zu den infamsten Erpressungen benützte. Die Erfindung der «Rassenschande» war unter Umständen ein Vermögen wert.

Jämmerlich auch, zu beobachten, mit welcher Bereitwilligkeit die große Masse die absurdesten Schlagworte, die blödsinnigsten Verleumdungen der antisemitischen Hetze aufnahm. Ich erinnere mich an eine beleibte, äußerst gutmütig aussehende Frau aus dem Volke, die in der Straßenbahn mit einer Freundin mir gegenüber saß und aufmerksam den «Stürmer» studierte. Plötzlich wandte sie sich an ihre Begleiterin und meinte kopfschüttelnd: «Ich hab' gar nicht gewußt, daß die Juden so schlecht sind.»

«Juda verrecke!» Von jenen, die freiwillig verreckten, waren viele aus seelischer Not, aus Abscheu, aus Ekel zugrunde gegangen. Sie konnten die Scheußlichkeit der Hitler-Welt einfach nicht länger ertragen. Und wußten dabei nicht einmal, dass dies alles nur ein verhältnismäßig noch harmloser Auftakt war; wußten noch nicht, zu welchen unerhörten «Spitzenleistungen» an höllischem Sadismus sich deutsche Kultur und Wissenschaft, deutscher Forscher- und Erfindergeist noch in der Folge aufschwingen sollten; in einem edlen Wettstreit, immer neue, immer grauenvollere Tortur-Varianten zu ersinnen zu der schlichten, von echt deutscher Gemütsiefe erfüllten Volksweise: «Wenn vom Messer das Judenblut spritzt».

Die anderen, die sich zur Emigration in ein «neues Leben» irgendwo in der Fremde durchgerungen hatten, irgendwo, wo ihnen ein Visum endlich gnädig einen Türspalt öffnete, konnten freilich noch nicht ahnen, daß Hitler so viele von ihnen einholen und wieder einfangen würde. Sonst hätten noch weit mehr gleich die Emigration ins Jenseits vorgezogen.

Uns Kandidaten der Emigration war damals wahrlich nicht zum Lachen zumute. Dennoch könnte nichts die Tragik unserer Situation und zugleich die Indifferenz der Welt vor unserem Schicksal besser illustrieren als ein paar Anekdoten, die damals in Wiener Emigrantenkreisen die Runde machten. Galgenhumor der Emigration.

Drei Juden, die im Begriffe stehen auszuwandern, treffen sich auf der Straße. «Ich gehe nach England», erklärt der erste. «Ich nach Amerika», der zweite. «Und ich nach Australien», der dritte. «So weit!» meint erschrocken der erste. Worauf der Australienfahrer einfach fragt: «Weit von wo?»

Vier Juden diesmal. Die übliche gegenseitige Frage nach dem Wohin der Emigration. Der erste antwortet: «Nach

China.» Der zweite: «Nach Neuseeland.» Der dritte: «Nach Bolivien.» Aber der vierte erklärt: «Ich, ich bleibe hier.» Stumm betrachten ihn eine Weile die anderen. Und dann sagt einer voll Bewunderung: «Abenteurer!»

Endlich: Ein Jude, der sich vergeblich die Füße wundgelaufen hat, um irgendein Visum zu ergattern, betritt schließlich ein Reisebureau. «Ich muß auswandern», erklärt er verzweifelt dem Angestellten. «Aber wohin, wohin? Wissen Sie mir vielleicht einen Rat?» Der Angestellte holt einen Globus. «Hier, sagt er, hier haben Sie sämtliche Länder der Welt. Da wird sich doch noch etwas finden lassen.» Der Jude dreht lange die Weltkugel hin und her, schüttelt immer wieder den Kopf, endlich schiebt er sie erschöpft beiseite. «Nun, was haben Sie gefunden?» fragt der Angestellte. «Ach, Herr», sagt schüchtern der Jude, «haben Sie nicht vielleicht noch einen anderen Globus? Auf dem hier ist kein Platz für mich.»

Noch heute kann ich mich nicht eines Gefühls der Bitterkeit erwehren, wenn ich an die endlosen Schikanen zurückdenke, die damals von den meisten Staaten vor uns gehetzten Visumbettlern aufgetürmet wurden; wo es doch bei einigem guten Willen ein leichtes gewesen wäre, alle zu retten.

Andererseits hatte Göring, der joviale, wohlbeleibte Göring, schon damals in Wien verkündet: «Für die Juden, die nicht wegkönnen, gibt es nur zweierlei: vor Hunger krepieren oder durch Feuer und Schwert ausgerottet werden.»

Emigrieren: das war der Tragödie erster Teil. Aber mit der Lösung dieses Problems begann erst der Tragödie zweiter Teil: Emigriertsein.

Wie sich der erste Teil für mich persönlich abgespielt hat, davon möchte ich nur das Unerläßliche erwähnen.

Seit 1914 gehörte ich der Redaktion des «Neuen Wiener Tagblatts» als Feuilletonist und Kritiker an. Im Jahre

1924 wurde ich von Paris, wo ich als Korrespondent des Blattes tätig war, nach Wien zurückberufen, um nach dem Tode Paul Bussons den Posten des Feuilletonchefs zu übernehmen.

Selbstverständlich wurde ich nach erfolgtem «Anschluß» sofort auf die Straße gesetzt. Von der mir in meinem Kontrakte zugesicherten Abfertigung sowie den mir aus der Pensionskasse und der Versicherungsanstalt gebührenden Beträgen erhielt ich als «Nichtarier» keinen Centime. Mein Guthaben in einer Sparkasse, meine Autorentantiemen bei meinem Verleger: gesperrt.

Es ist höchst einfach: was ich besaß und worauf ich noch Anspruch hatte, diente als Lösegeld zur Erlangung der Ausreisebewilligung. Die Subsistenzmittel, die ich bis dahin benötigte, mußte ich mir durch Verschleudern von Wertgegenständen, Möbeln, Büchern etc., verschaffen.

Mitnehmen durften wir 10 Mark pro Person. 10 Mark, um das «neue Leben» in der Fremde von vorn zu beginnen.

Und dennoch war das materielle Ausgeplündertwerden, die Armut, nicht das Ärgste. Viel schlimmer, ich habe es bereits gesagt, war die seelische Deklassierung, Verarmung. Keine Entschädigung könnte diese Erfahrungen je wiedergutmachen.

Zur Treue sind nur die wenigsten geboren, ja selbst nur zu dem Mut, anständig zu sein. Und was die Hitler-Volksgenossen aus dem Reich anbetrifft, so war alle Niedrigkeit und Verworfenheit nur selbstverständlich. Aber auch zu viele österreichische «Arier» in meiner näheren und ferneren Umgebung standen den «Brüdern» aus dem Reich darin in nichts nach. Vor allem Intellektuelle, vor allem jene, die mir zu Dank verpflichtet gewesen wären. Wenn es in jenen Tagen in Wien Menschen gab, an die ich mit einem guten Gefühl zurückdenken kann, dann waren es mit geringen Ausnahmen lauter «einfache Leute»: eine Bedienerin, die bitterlich schluchzte, als ich das Gebäude des «Neuen

Wiener Tagblatts» zum letzten Mal verließ; ein Setzer, der sogar wagte, mich in meiner Wohnung aufzusuchen; unser Portier in der Mariahilferstraße.

Wogegen andere, mit denen ich durch Jahrzehnte Tag für Tag zusammengearbeitet hatte, die sich noch kurze Zeit vorher in Bezeugungen der Freundschaft und Herzlichkeit nicht genugtun konnten ...

Es ist besser, sich nicht mehr daran zu erinnern. Ohne darum zu vergessen. Aber sie haben mir wenigstens den Abschied von der Heimat leichtgemacht. Weit von wo? Das galt auch für die Emigration des Gemüts. Selbst das Heimweh war heimatlos geworden.

Am Abend des 15. August 1938 konnte ich Wien endlich verlassen. Mein älterer Stiefsohn Stefan, Kandidat der Medizin, den eine wunderbare Frau, Miss Marian Dunlop, ohne ihn vorher gekannt zu haben, in großzügigster Weise bei sich aufgenommen hatte, befand sich bereits in England. Meine Frau mußte noch einige Tage in Wien mit meinem jüngeren Stiefsohn Konrad zurückbleiben, der auf das Schweizer Durchreisevisum wartete, um nach Schottland gehen zu können, wo ihm ein Stipendium der International Student Service die Fortsetzung seines Chemie-Studiums an der Universität Glasgow ermöglichte. Für meine Frau und mich hatte ich französische Visen erlangt; nicht ohne große Schwierigkeiten, obzwar ich Jahrzehnte hindurch als eifriger Propagandist französischer Kultur und Literatur tätig gewesen war. Aber das gehörte der Vergangenheit an ...

Am Nachmittag vor meiner Abreise besuchte ich noch einen Freund, den bekannten Architekten Dr. Hans Berger, um mich von ihm zu verabschieden. Dr. Berger begleitete mich dann noch von seiner Wohnung zur Straßenbahn. «Siehst du, sagte ich ihm, als der Wagen in Sicht kam, heute ist es das letzte Mal, dass ich einen Fahrschein aus eigener Tasche bezahlen kann. Von dem Augenblick an, da

ich die Grenze überschritten haben werde, muß ich bis auf weiteres von ... von ... Almosen leben. Daran muß man sich erst gewöhnen.»

Sich plötzlich als verschämter Armer, sei es auch von dem besten Freund, Geld in die Hand drücken lassen zu müssen; Einladungen annehmen zu müssen, die man nicht erwidern kann und die man daher als Unterstützung, als milde Gabe empfindet: das gehört mit zum Schmerzlichsten, was der Begriff «Emigration» in sich schließt. Zum Almosenempfänger muß man geboren sein.

Diese meine Lage sollte mir gleich am nächsten Tage noch in Österreich vor dem Grenzübertritt in Feldkirch mit aller Deutlichkeit vor Augen geführt werden.

Wenige Minuten vor Abfahrt des Zuges kam endlich der Bursche in SA-Uniform zurück, der mir meinen Paß bereits in Innsbruck abgenommen hatte; er hielt ihn offen in der Hand. In meinem Coupé befanden sich noch drei Schweizer.

«Also Sie sind der Jude Scheyer», redete er mich an. Dann in den Paß blickend: «51 Jahre alt.» Ich fragte mich, worauf er hinauswollte.

«51 Jahre», fuhr er fort, «das ist ja noch kein so hohes Alter. Und 10 Mark in der Tasche. Na, und wovon werden Sie denn weiter leben, mit Ihren zehn Mark in der Tasche, können Sie mir das sagen?»

Ich biß die Zähne zusammen und schwieg. «Diese Juden», schrie er wütend, «diese Saujuden, alles kann man ihnen wegnehmen und noch immer finden sie jemand, der sie aushält.» Damit warf er mir meinen Paß vor die Füße. Der Zug setzte sich in Bewegung. Einer der Schweizer stand auf und drückte mir wortlos die Hand.

Wovon weiter leben ... Saujuden ... ausgehalten werden ... Das waren die letzten Trost Worte, die Wegzehrung, die mir die Heimat auf die Fahrt ins Ungewisse mitgab.

Sie reicht bis auf den heutigen Tag.

Atemholen in der Schweiz

Der Zug rollt über die Rheinbrücke an dem Schweizer Grenzposten vorüber. Buchs. Schweiz. Gelobtes Land. Kein «Heil Hitler!», kein Hakenkreuz, keine Braunhemden mehr. Kein «Juda verrecke!»

Gerettet. Frei. Auf dem Boden, den ich jetzt unter den Füßen habe, ist Judentum kein Verbrechen mehr.

Wie hatte ich von diesem Augenblick geträumt ... Wie hatte ich ihn mir als einen Freudentaumel vorgestellt. Heimatlos sein, Armut, Ungewißheit, alle Sorgen und Fragen der Zukunft: wie leicht wog das alles, gemessen an dem Gefühl, der Hitler-Obsession entronnen zu sein. In meinen Träumen, meiner Sehnsucht.

Aber jetzt, im Augenblick der Erfüllung, bleibt gleichsam zur eigenen Überraschung, zur eigenen Bestürzung der erwartete, ersehnte Rausch aus. Wie ist das möglich, was ist geschehen? Ist es vielleicht ein Versagen der Nerven, die Reaktion nach allen Spannungen und Erschütterungen der letzten fünf Monate? Man ist schrecklich von sich selbst enttäuscht, gegen sich selbst aufgebracht, man fühlt sich wie geprellt um ein kostbares, einmaliges, einzigartiges Glück.

Aber mit jeder Stunde, die man länger hier ist, je mehr man sich auf der von früheren Reisen her so wohlvertrauten Strecke Zürich nähert, desto klarer erkennt man die Ursachen dieses scheinbar unerklärlichen, unverzeihlichen Gemütsphänomens.

Schweizer Landschaft, Häuser, Menschen: Ruhe, Kraft, Solidarität, behäbiges In-sich-gefestigt-Sein. Die ganze Atmosphäre, sollte man glauben, ein Balsam für ein wundes Gemüt, zerrüttete Nerven.

Doch andererseits empfindet man gleichzeitig, daß man diesmal unwiderruflich abseits steht, am anderen Ufer. Gegenüber breitet sich eine andere Welt aus, zum Greifen nah und dennoch unerreichbar, verloren, eine Welt, in der noch die Gegenwart das Erbe der Vergangenheit und die Zukunft noch das Erbe dieser Gegenwart ist. Aber hier wo ich jetzt stehe, ist Niemandland, die Einsamkeit der Enterbten.

Ich sitze in einem Eisenbahnzug mit anderen Menschen. Äußerlich bin ich durch nichts von ihnen unterschieden. Mein Schicksal, mein Zeichen, steht mir nicht auf der Stirn geschrieben. Wie sie blicke ich in eine Zeitung, betrachte ich die herrliche Landschaft, das Treiben auf den Bahnhöfen. Aber innerlich bin ich von ihnen durch eine unermeßliche Ferne getrennt. Durch eine Ferne so weit wie ...

Das ließe sich nur durch die Frage ausdrücken: Weit von wo?

In Zürich erwartet mich mein alter Jugendfreund Victor Sax. Seit Jahrzehnten sind wir befreundet. Viele selige Ferienmonate habe ich noch im Hause seiner verstorbenen Eltern auf dem Kreuzgut Goldbach bei Zürich und dann später nach seiner Verheiratung in seinem Hause in Zollikon verlebt. Ich war sein Trauzeuge. Er und seine Frau Sylvia kommen mir mit unveränderter Herzlichkeit entgegen. Und doch hat sich etwas zwischen uns geändert.

Etwas? Nein, nicht etwas, ich selbst habe mich geändert. Ich habe meine Unbefangenheit verloren, ärger als das: ich ertappe mich darauf, daß ich selbst diesem alten, erprobten Freund gegenüber mißtrauisch, fast argwöhnisch geworden bin, daß ich förmlich darauf passe, in seinem Verhalten ein Wort, einen Blick, einen Gedanken aufzufangen, der mich verletzen, mich meine Deklassierung fühlen lassen könnte. Der Umstand, daß ich nicht mehr in der Lage bin, mir einen Straßenbahnfahrschein aus eigenen Mitteln

zu leisten, droht zu einer Schranke zwischen uns zu werden.

In dem mir von früheren Besuchen her wohlbekannten Restaurant, wo wir zu Abend essen, komme ich mir wie einer vor, der in solchen Lokalen jetzt nichts mehr zu suchen hat; fast wie ein lästiger Eindringling, ein Bedürftiger, dem aus Mildtätigkeit eine allzu üppige Mahlzeit vorgesetzt wird. Jedes Wort kostet mich eine Anstrengung, jeder Bissen würgt mich, und der Augenblick, da mein Freund die Rechnung begleicht, treibt mir die Schamröte ins Gesicht ...

Auch am nächsten Tag, als ich bei Erwin Sax, dem Bruder Victors, und bei einem anderen alten Freund, dem seither verstorbenen Universitätsprofessor Dr. [nicht lesbar] zu Gast bin, will sich dieser innere Krampf nicht lösen, dieses demütigende Gefühl der Abhängigkeit nicht weichen. Jede teilnehmende, selbstverständliche, noch so gut gemeinte Frage wirkt auf meine wunde Überempfindlichkeit wie eine schmerzende Anspielung auf meinen Sturz. Statt mich dem Glücksgefühl hinzugeben, frei atmen zu können, von Freundschaft umgeben zu sein, nicht mehr auf Schritt und Tritt den Keulenschlag: Jude! zu spüren, statt mich von der Ausgeglichenheit, der Freiheit dieses wunderbaren Landes umfassen zu lassen, statt wenigstens für kurze Stunden im Vergessen unterzutauchen, empfand ich das alles nur wie eine dumpfe, unablässige Mahnung: Zu dem allem gehörst du nicht mehr. Vorüber.

Nur allzugut begriff ich jetzt, was mich um die so heiß-ersehnte Seligkeit bei Betreten des Schweizer Bodens gebracht hatte, ja selbst um das bißchen Atemholen zwischen der Emigrantentragödie erstem und zweitem Teil.

Früher, als ich noch eine Heimat und ein Heim hatte, wurde mir der Abschied von der Schweiz und den Schweizer Freunden jedesmal schwer. Und diesmal? Diesmal empfand ich fast ein Gefühl der Erleichterung, als ich wieder

allein in dem Zug saß, der mich nach Paris brachte, dem
Ungewissen entgegen.

[...]